

Aus Ringen werden Ketten.

Roman von Robert Schraus.

(2. Fortsetzung.)

Sie hatte den einen Handschuh abgestreift und hielt ihre geöffnete Handfläche der Alten hin. Mählig erhob sich Düringer, trat an die Tür zum Saale und spähte hinaus. Die Zigeunerin beugte sich tief hinab auf die dargebotene Hand, so tief, daß es den Anschein hatte, als wenn sie den feinen Duft einseige, der von der weichen, gepflegten, rosigen Haut emporsiegt. Dann begann sie zu murmeln, zunächst allerlei unverständliches Klauerndes, zuletzt vernehmliches, verständliches, wenn auch nur ganz leise Worte.

„Ich sehe Liebe in deiner Hand, Liebe, die du gibst und die du nimmst. Aber hüte dich! Ein Miß geht hier durch deine Lebenslinie, hüte dich! Du wirst umtämpt von feindlichen Mächten, die droht Gefahr. Hüte dich vor dem Manne dort, vor dem Schwarzen, hinter ihm steht der Tod!“

„Unfähr, ich will nichts mehr hören. Wenn du nichts Besseres weißt als Tod und Gefahr, behalte deine Weisheit für dich.“

Sie war hastig aufgestanden und neben Düringer getreten. „Sie sind klüger gewesen als ich und haben sich nicht zum Narren halten lassen von der Alten. Kommen Sie, die Luft hat aufgehört, wir müssen zurück in den Saal.“

In seinem Arme trat sie hinaus, das gelle, häßliche Lachen der Zigeunerin klang hinter ihnen her.

Im Saale herrschte verärgerte Bewegung. Die Souperpauze war gekommen, die Herren drängten sich durch den bunten Menschenhaufen, um ihre Damen zu suchen.

„Da ist mein Ritter“, sagte die Kunevta und wies auf einen großen, starken Menschen in japanischer Tracht. „Schön ist er nicht, aber ein mächtiger Mann beim Theater. Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen.“

Sie trennten sich; Düringer schritt nach dem Plage, wo seine Frau zurückgeblieben war. Sie stand auch jetzt wieder dort; ein fragender, forschender Blick begrüßte ihn. Doch jagte sie nichts, auch war sie nicht allein. Mittler, der sie zu Tisch führen wollte, war bereits pünktlich zur Stelle; die Frau von einem Kollegen Düringers war in dem kleinen Kreis. Er bar um ihre Nachbarschaft beim Souper; sie war noch frei, die schon ältere, aber lustige und unterhaltende Dame war ihm gerade recht. Er brauchte an ihrer Seite nicht viel zu reden, konnte sich in seine Gedanken verlieren.

Unter den Klängen des Einzugsmarsches aus dem „Lannhauer“ schritten die Paare in langsamem Zuge über die beiden Arme der Freitreppe in den tiefer gelegenen Speisesaal hinab. Das Licht von oben war hier sanfter, dafür leuchteten die weißen Tischtücher, Metall und Glas woben aus unzähligen kleinen Blüten ein feines Netz darüber, und Stränge von rötlichen Blüten unterbrachen sein schimmerndes Gewebe mit geschlossenen, traubvollen Farbenflecken.

Das Mahl begann, lustig, aus dem oberen Saale leise herabklingend, und Wein steigerten den Frohsinn. Die zuerst gedämpften Neben wurden lauter, heller das Lachen der vielen Frauenstimmen. Die Gläser klangen, Messer und Gabeln gaben ein leises Konzert auf den Tellern.

Düringer hatte seinen Platz am Anfang der Saal, nicht fern von der Freitreppe. Seine Frau sah ihm zur Linken. Am nächsten Tische, ganz nahe den unteren Treppentritten, hatte die Kunevta ihren Platz. An einer Schale mit farbigen Speisen und Getränken vorüber konnte Düringer durch eine Lücke zwischen den Menschengruppen zu seinem Gesichte erschauen. Mitunter trat ein rascher, vorsichtiger Blick, laugend, strahlend, verheißungsvoll. Mit einem düsteren, beinahe zornigen Ausdruck antworteten seine Augen. Zuletzt rief er sich gewaltig los, wandte sich ganz der Nachbarin zu und vertiefte sich in ein Gespräch mit ihr, ohne innere Anteilnahme, doch mit äußerer Verhaftigkeit.

Als er dann kurz vor dem Schlusse des Mahles doch wieder hinüber schaute, kam ein Gefühl des Erschreckens über ihn. Der Platz war leer, wo die Nachbarin gesessen hatte. Unwillkürlich fragten seine Lippen: „Wo ist Kunevta?“

Seine Frau sah ihn mit einem leichten, besorgenen Lächeln an, dann sagte sie, die Hand nach links erhebend: „Sieh hin, dort ist sie.“

Gleichzeitig erfüllte ein ungeheurer Jubel den Saal. Mit Händeln, Lächeln, schallendem Zurufen begrüßten alle das Oben auf dem Balkon zwischen den Treppentritten sichtbar gewordene läbliche Bild. Verwundert, in siegloser Schönheit und Jugendkraft stand sie dort oben. Sie hatte den Domino abgeworfen und enthielt, was darunter verborgen gewesen war. Der Genius des Frühlings, die blumenbetränzte Frauenge-

stalt aus Botticellis Frühlingsbilde, war unter der Hülle hervorgekommen. Ein leichtes Florgewand mit eingewirkten Blüten umfloss den Körper, ein Blumenkranz lag auf dem gelblichen Haar, ein anderer legte sich um den schlanken Hals, das Gewand besitzend, ein dritter umfloss als Gürtel den Leib. Neben der leichten, blütenüberschütteten Gestalt hielt ein Page in braungoldener Renaissance-tracht einen großen Korb, der ganz mit Rosen gefüllt war. Der Genius hatte die eine Hand leicht auf die Schulter des Pagen gestützt und blinzelte stumm einen Augenblick in den Saal hinab, aus dem ein Meer der Begeisterung zu ihm hinan brandete.

Dann hob die Kunevta die Hand, und mit einemmal verstummte der jubelnde Tumult. Eine tiefe, plötzliche Stille der Erwartung trat ein, und nun begann sie zu reden. Es waren keine bedeutenden Worte, die sie zu sprechen hatte, doch ihre Stimme, die von verborgener Feuer ganz erfüllt schien, durchdrangte und veredelte sie. Vom Winter sprach sie, der draußen lauerte, von einer kalten, tiefen Nacht, in der die Menschheit voll vergeblicher Sehnsucht nach der Sonne spähte. Von einem Lichte, das ganz von ferne leuchtete, bis es allnächtlich näher kam, größer wurde, zu wärmen begann. Von der Hoffnung auf neuen Frühling, die niemals erlöschen dürfe, die jedes Leid und alle dunklen Tage freudvoll ertragen lehre. Und jetzt begann ihre Stimme zu jubeln:

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin das Lachen, ich bin das Glück, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ich bin der Frühling, ich bin das Leben, ich bin die Sonne, ich bin die Sonne der Hoffnung, die ich erfüllt.“

„Ach, bestiegen.“ Das Lächeln auf ihren Lippen wurde noch milder. Es war, als wenn des unschuldigen Kindes Geplauder ihre Unruhe besänftigte.

„Ja, bestiegen, und ich bin ganz wunderbar traurig gewesen, wie die arme Genevra so viel Schreckliches hat leiden müssen. Immer ist es mir gewesen, als wenn dir das passierte. Aber ich muß dich um etwas fragen, Mutter.“

„Nicht wahr, Vater ist doch dein Mann?“

Das Lächeln wurde zum Lachen, zum leichtem, leisen, beinahe tonlosen Lachen. „Freilich, das ist er.“

„Aber vorgestern, da war doch Vater der Rattenfänger von Hameln.“

„Gewiß.“

„Dann war Vater also vorgestern nicht mehr dein Mann?“

Frau v. Düringers Gesicht veränderte sich auf merkwürdige Weise. Seine Brusteln zogen sich zusammen wie vor körperlichem Schmerz, und für einen Moment strebte sich die obere Zähne sichtbar auf die Unterlippe. Dann erst antwortete sie:

„Nein, vorgestern abend war er wohl nicht mehr dein Mann.“

„Und einen anderen Mann hast du auch nicht gehabt?“

„Nein, auch nicht.“

„Und wer war der böse Golo?“

„Den gab es gar nicht.“

„Und Schmerz und die Hirnströme — waren die nicht da?“

„Nein, die haben auch gefehlt.“

Das Kind schüttelte mitleidig seinen blonden Kopf. Es hatte die Haare der Mutter, aber die schwarzen Augen des Vaters. „Das gefallt mir nicht. Nein, Mutter, dann bist du auch nicht die richtige Genevra.“

„Die richtige, nein. Und es ist auch wohl weiter so.“

„Wie kleine sprang plötzlich empor.“

„Da kommt Vater!“

„Ich habe nichts gehört.“

„Woh, doch, ich weiß es, ich fühle es, wenn er kommt. Im Sommer, wenn die Fenster offen sind, hör ich seinen Schritt von unten herauf, schon ganz von weitem.“

Sie stürzte zur Tür, die sich öffnete. Düringer trat ein; er hatte die Stragenschuld schon draußen abgelegt. Er sah das Kindes nach ihm ausgestreckte Arme, hob es empor, hielt es an sich gepreßt.

„Vater, Vater! Du bist solange fort gewesen, ich habe mich so nach dir gesehnt. Nicht wahr, Vater, du bist doch der Allerbeste?“

„Wenn du es sagst, muß es wohl so sein. Vied hab ich dich, lieb!“

Er ritzte die Kleine mit lebensschmerzlicher Zärtlichkeit. Nun erst begrüßte er auch seine Frau: „Guten Abend, Hedwig.“

„Guten Abend, Bruno.“

Er ließ das Kind auf die Erde gleiten. „So schön, jetzt ist es genug. Wir bekommen sonst Scheite von Mutter.“

„Ach nein, gewiß nicht. Ob ihr doch auch einen Kuß, dann darf sie nicht schelten.“

Er lächelte und ging auf seine Frau mit ausgestreckten Händen zu. „Wie war' es, Hedwig?“

„Er wollte sie in die Arme ziehen, sie aber wich vor ihm zurück.“

„Nicht vor dem Kinde“, sagte sie leise.

„Mit einem Seufzer wandte Düringer sich ab. Eli sah verwundert auf die beiden. Ihre Mutter ging langsam zu dem Tische, wo die Lampe stand, und setzte sich nieder. Im hellen Lichte war sein Gesicht heute von einer gelblichen Blässe, die der schwarze Rahmen des Haars noch stärker hervorhob. Ein paar Sekunden lang sah er starr vor sich hin; das Kind hatte sich wieder an ihn geschmiegt, doch schien er es kaum zu bemerken. Plötzlich hob er den Kopf.

„Was ich noch fragen wollte, Hedwig. Können wir heute nicht ein wenig zeitiger essen?“

„Gewiß, warum?“

„Es ist — ich habe noch eine Sitzung heute abend.“

„Eine Sitzung?“

„Ja.“

„Das kommt aber doch sonst nicht vor.“

„Nein, es ist eine Ausnahme. Wegen einer eiligen Sache.“

„Gut, ich will Anna Bescheid sagen. Komm, Eli, du kannst so lange zu Fräulein gehen.“

Sie nahm das Kind bei der Hand — es verließ den Vater offenbar nur ungern — und nahm es mit sich hinaus. Düringer blieb auf seinem Platze, brütete vor sich hin und strich sich nur zuweilen mit einem abgesehenen Finger über die Stirn, als wenn er störende Gedanken fortzuwischen müßte.

Nun trat seine Frau wieder ein. Sie war einen beobachtenden Blick auf ihn, trat aber keine Frage, sondern trat abermals an's Fenster und blickte hinaus in die Nebelstreifen unipersoneller Laternenlichter auf der Straße. Nach einer Weile wandte sie sich nun wie mit plötzlichem Entschluß, atmete tief und fragte: „Bruno, hast du mich vorhin wirklich nicht gesehen?“

„Ich dich? Wo denn?“

„Auf der Kurfürststraße, in der Nähe des Theaters.“

„Dort bin ich nicht gewesen.“

Wann soll es gewesen sein, an welcher Stelle?“

„Es war vor ungefähr einer Stunde. Ich ging in die Stadt, um ein paar Besorgungen zu machen, und kam dabei durch die Anlagen in der Nähe der Kurfürststraße. Dort sah ich dich in geringer Entfernung auf einem Wege, der sich mit meinem treuzug, rasch vorübergeh.“

„Wah — mich?“

„Ganz deutlich. Du warst es, ich sah dein Gesicht, deine Kleidung. Ich kenne dich deinen Pelz, deinen braunen Blüschhut. Ich rief dich an, aber wohl zu leise; du hörtest mich nicht und gingst weiter.“

„Die Anlagen sind nur schwach beleuchtet; dort ist eine Täuschung leicht möglich.“

„Das dächte ich auch, wenn ich dich nur dort gesehen hätte. Aber als ich am Ende von den Anlagen, die mir deine Gestalt rasch wieder verdeckt hatten, in den schmaleren Teil der Kurfürststraße trat, sah ich dich wieder.“

„Es war eine Täuschung, Hedwig.“

„Nein, es war dort ganz hell. Du standest auf der anderen Seite der Straße und schautest nach den Fenstern eines Hauses hinauf.“

Sie zögerte einen Augenblick, holte noch einmal tief Atem und fügte dann hinzu: „Es war das Haus, in dem die Kunevta wohnt.“

Er hatte sie bisher ziemlich ruhig angehört, fuhr aber jetzt vor ihren Worten zurück, als wenn sich plötzlich ein Abgrund vor ihm aufgetan hätte. Seine Augen merkten sich. Er wollte sprechen, doch gelang es erst beim zweiten Versuch.

„Dort, dort hast du mich — wiffst du mich gesehen haben?“

„So deutlich, wenn auch nicht so nahe, wie jetzt in diesem Augenblick. Dir gerade gegenüber stand ich auf der anderen Seite der Straße, und ich wäre gleich zu dir herangekommen, wenn ein dichter Strom von Wagen und Autos mir nicht eben den Fahrdamm versperrt hätte. Als ich dann doch glücklich hinüberkam, war von dir nichts mehr zu sehen, und ich mußte die Hoffnung aufgeben, dich in dem dichten Gewühl der Kurfürststraße um diese Zeit wiederzufinden.“

Sie wartete auf eine Antwort von ihm, doch sprach er nicht. Er war ganz in sich zusammengesunken, als wenn ihm eine schwere Last auf die Schultern gelegt worden wäre, hatte die Hände trampfhaft ineinander gepreßt und schaute unverwandt vor sich hin auf den Boden, wo die mannigfaltigen Farben des Parquetbodens im Lampenlichte matt ineinander flossen. Doch sahen seine Augen offenbar nichts davon; sie schienen in einen dunklen Winkel seiner Seele hineinzupähen. Die Luft um sie war so tot und stumm in diesen Minuten lastendangstvoller Schweigens.

Ein leises Erbellen ging bei seinem Anblick durch Hedwigs Gesicht. Sie stand und wartete; zuletzt ertug sie die drohende Stille nicht mehr.

„Sprich doch, Bruno — was fehlt dir?“

„Wie — was — entschuldige — was hast du gesagt?“

„Du bist sonderbar. Es ist ja doch kein Unglück, wenn du mich nicht gesehen hast. Ich hätte gar nichts davon gesagt, aber —“

„Du hast dich getäuscht, Hedwig. Glaube mir, es ist ein Irrtum. Du kannst mich nicht gesehen haben, ich war nicht in der Kurfürststraße.“

Er hatte sich wiedergefunden und sprach verhältnismäßig ruhig.

„Aber Bruno, ich habe doch meine guten Augen. Wo warst du denn, wenn du dort nicht gewesen sein kannst?“

„Wo ich war? Ich — warte einmal, ich bin so verwirrt. Ich war im Stadtwald.“

„Dort — in der Dunkelheit?“

„Ja, zu der Zeit, um die sich's handelt.“

„Allein?“

„Allein.“

„Verzeih, ich will dich nicht ausfragen. Aber es klingt mir so wunderbar, doch du an diesem häßlichen dunklen Nebelabend im Stadtwald gewesen sein wirst.“

„Ich hatte mancherlei zu durchdenken. Ich hatte das Bedürfnis, allein zu sein.“

Sie wandte sich ab und ging von ihm weg, langsam und schweren Fußes. Vor einem Blumentisch mit Blumen blieb sie stehen, softe den Wedel von einer der Pflanzen und sah so angespannt auf ihn hinab, als wenn ein Geheimnis davon abzulesen wäre. Das Blatt erzitterte in ihrer bebenden Hand.

Nach einer Weile hob sie den Kopf und lehrte sich wieder zu ihrem Manne. „Bruno“, sagte sie leise, „wir hatten uns doch versprochen, wir wollten einander immer vertrauen.“

„Ich vertraue dir ja.“

„Nein. Vertrauen bedeutet Wahrheit. Heute hast du mir aber die Wahrheit nicht gesagt.“

„Glaube mir, Hedwig.“

„Einen Augenblick. Laß mich erst reden. Es wird mir ja so schwer, manches zu sagen. Die Worte können mir wieder verloren gehen. Sieh, du mußt nicht glauben, ich würde dich nicht verstehen. Ich weiß ganz gut,

was dir an mir fehlt — ich bin dir zu nordisch, zu kühl, zu stumm. Ich kann mich nicht anders machen und muß es tragen, wenn dir dann einmal eine andere besser gefällt als ich, meine Frau. Eine andere, die hat, was mir fehlt — die sagen und ausbrüten kann, was in ihr ist — eine, die Feuer im Blut und in den Augen hat wie diese — diese Kunevta.“

Sie schwieg für einen kurzen Moment, aber da er nicht sprach, fuhr sie gleich wieder fort. „Ich verdante dir's ja gar nicht, wenn sie dir gefällt. Als ich sie vorgetern dort oben stehen sah, wie sie die Rosen herabschüttelte und die Werke sprach, da mußte ich zu mir sagen: ja, das ist eine Verkörperung von Frühling und Leben, und ein Mann, der ihr widersteht, wenn sie seine Liebe will, der muß tapfer sein und sehr treu. Bei dir aber habe ich das Gefühl, sie will keine Liebe. Ich weiß nicht, wie es kommt — ein Blick von ihr, den ich auffing, hat mir's verraten. Darum kann ich es auch begreifen, daß ich dich vorhin vor ihrem Hause sah. Vielleicht mich recht, ich mache dir keine Vorwürfe, wenn es mir auch vielleicht ein wenig —“

Sie brach ab mit erschütterter Stimme. „Was wolltest du sagen?“

„Ach, nichts. Nur um Wahrheit will ich dich bitten, um Wahrheit und Vertrauen. Das kann eine Frau von ihrem Mann verlangen, meine ich.“

„Ich sage dir die Wahrheit, Hedwig, ich war nicht in der Kurfürststraße.“

Sie preßte die Lippen fest aufeinander; ein harter, versteinerter Ausdruck trat auf ihr Gesicht.

„Run gut, so wollen wir es ruhen lassen, sagte sie nach einer Weile und ging zur Tür.“

Düringer hob die Hand, als wenn er sie zurückhalten wollte. „Hedwig — höre mich — laß dir etwas sagen. Es tut mir weh, wenn du zornig auf mich bist. Ich habe dich viel zu lieb, um das gleichgültig hinzunehmen. Ich weiß, was du mir bist, was ich durch dich geworden bin. Aus einem wilden, allen Gefühlen des Augenblicks folgenden jungen Menschen bin ich ein ruhiger, verständiger und glücklicher Mann geworden. Du wirst mir das zugeben müssen — im allgemeinen Zeitens. Mitunter mögen wieder Zeiten kommen — vielleicht ja, Hedwig, es mag sein, daß auch im Augenblick etwas ist, was zwischen uns steht. Aber —“

„Ist es die Kunevta?“ Sie war wieder zu ihm herangekommen; ihre Lippen gitterten vor aufgeregter Spannung, während sie seinen Worten lauschte.

„Trage mich nicht, Hedwig, sei gut. Ja tämpe ja dagegen, ich hoffe, bald aus dem Wege zu räumen, was gegenwärtig unser Leben stört. Laß mir ein wenig Zeit. Und gib mir eine Waffe mit in meinen Koffer — du kannst es.“

„Eine Waffe?“

„Ja. Sage mir, Hedwig, daß du mich lieb hast.“

„Ach, Bruno —“

„Sage mir's, es wird mir Kraft geben.“

„Du mußt es ja doch fühlen, ohne daß ich es dir sage. Ich habe nun einmal nicht gelernt, meine Gefühle auf der Zunge zu tragen. Wie oft schon habe ich dir's erzählt, wie streng und ernst es in meinem Elternhause zugeht. Niemals habe ich gesehen, daß der Vater die Mutter küßte, nie haben die Eltern die geringste Zärtlichkeit für uns Kinder gehabt. Uns Gefühlen durfte überhaupt nicht gedenkt werden. Ich bitte dich, Bruno, laß mich bleiben, wie ich bin.“

„Gut, ich will dich nicht quälen. Aber wenn du nicht sprechen kannst und magst, sich mich wenigstens einmal freundlich an. So ist es recht. So kann ich durch deine guten, reinen Augen hinuntersehen in dein Herz. Und, was ich da sehe — ja, du hast mich lieb. Ich will daran denken, verlaß dich darauf. Du bist mein liebes, gutes, treues Weib, das all die Jahre hindurch mir mit stiller Freundlichkeit mein Leben schön gemacht hat. Komm, gib mir einen Kuß — dazu brauchst es ja keinen Worten.“

„In ihren Augen war ein glückliches Leuchten ertönt. Sie schmeigte sich mit schüchternem Hingebung an ihn an und erwiderte seinen Kuß. Dann machte sie sich plötzlich von ihm frei.

„Laß, laß — Eli kommt!“

„Es war, wie sie sagte. Das Kind kam eilig hinein und meldete, das Abendessen sei bereit. Ihre Hand in die des Vaters legend, fuhrte die Kleine ihn in das nebenan gelegene Speisezimmer. Dort wartete schon Fräulein Hegenwisch, Eli's Erzieherin.“

Die vier Personen setzten sich zum Abendessen an den hellgedeckten, hellbeleuchteten Tisch. Ein Gespräch über häusliche Triffler kam in Gang, doch beteiligte Düringer sich nur wenig daran. Mit vorsichtigen Blicken sah sie Frau, daß er mehr und mehr wieder in sich versank, daß unruhige, schmerzhaft düstere Gedanken hinter seiner Stirn arbeiteten, daß er immer häufiger zu der braunen Holzbank der Wand hinüber sah, die mit einem gleichmäßigen, dunklen Tone den Fall der Sekunden und Minuten verklärte. Raum war Hedwig mit dem Essen fertig, als er aufstand.

„Verzeih, ich muß gehen.“

„In deine Sitzung?“

„Ach, Vater, warum gehst du fort? Ich kann ja nicht einschlafen, wenn du nicht bei mir bist!“

„Ein flüchtiges Lächeln erhellte sein Gesicht. Er küßte das Kind und sprach es zu Ruhe mit eiliger Freundlichkeit.“

„Aber nicht lange fortbleiben, Vater — das mußt du mir versprechen. Und gleich an mein Bett kommen, wenn du wieder da bist. Wecke mich, wenn ich schon schlafe, daß ich dir gute Nacht sagen kann.“

„Gewiß, gewiß, ich verspreche dir's.“

„Ja, Bruno komm' nicht zu spät.“

Hedwig war aufgestanden und sah ihn an mit bleichem Gesicht. „Ich glaube kaum — gewiß, es wird nicht spät werden. Lebt wohl!“

Er ging hastig, ohne auch noch einmal zurückzuschauen. Hedwig nahm das Kind an der Hand, um es zum Bett zu bringen. Bevor sie die Tür erteilte, trat Fräulein Hegenwisch auf sie zu.

„Gnädige Frau, ich hätte eine Bitte.“

„Und?“

„Ich möchte auch noch gern für eine Stunde fortgehen. Fräulein Berner, meine Freundin von Frankfurt her — gnädige Frau haben sie ja schon bei mir gesehen — hat mir geschrieben. Sie hat wieder einen Anfall von Rheumatismus, an dem sie schon lange leidet, und möchte gern, daß ich ihr ein wenig Gesellschaft leiste.“

„Gehen Sie nur, ich habe nichts dagegen. Lassen Sie ich von Anna den Hauschlüssel geben.“

„Den brauche ich kaum. Es ist ja noch nicht acht Uhr, und es ist kein weiter Weg.“

„Wo wohnt Fräulein Berner?“

„In der Sternstraße.“

„Die ist, ach, ich weiß: eine Seitenstraße von der Kurfürststraße.“

„Ganz recht, gnädige Frau. Da müßte ich mich gleich auf den Weg machen.“

„Gute Nacht, Fräulein“, rief Eli hinter ihr her, „wenn dich Hedwig mit der kleinen ins Speisezimmer.“

Wohl eine halbe Stunde blieb sie noch an dem Bette des Kindes, das immer wieder von Vater zu plaudern begann. Hedwig fragte, wie schon häufig, was die Kleine zu ihm zu sagen hatte, was er ihr selber, aber sie nahm das hin ohne Rücksicht. War doch ihre eigene Liebe zu ihm, wenn auch jetzt ergriffen in ein kleines Herz, soviel tiefer und heißer wie die des Kindes. Darum tat sie heute auch das Herz immer wieder weh.

Nun war das Kind eingeschlafen, mit jenen Bartschrammen auf den Lippen. Hedwig stand leise auf und ging hinter ins Wohnzimmer. Der leichte Lichtschein der Lampe war jetzt zum Lichte, aber die Unruhe in ihrer Seele trieb sie zum raschen Umherwandern an. Auf der Treppe trat sie ans Fenster und schaute hinaus in den trüben, traurigen Winterabend mit seinen unruhigen Laternenlichtern. Die stante war getrocknet, ein leichter, sehr wohl richtiger gewandener Nebel erfüllte die Luft. Mit Regenschirmen, die blank waren von Regen, gingen die Leute auf der anderen Seite der Straße vorüber. Weder Dampf noch Rauch, von Abendnebel die Stange der kleinen Laternen beleuchtet.

Hedwig horchte darauf, zählte sie um zu zählen, wie langsam die einzelne Quartette verging. Sonst pflegte Bruno ihr abends vorzulesen aus irgendem guten Buche. Wo war er jetzt? Sie glaubte nicht an die späte Sitzung, — nein, ich glaube nicht daran“, sagte sie laut und erschauerte vor der eigenen Stimme. Hvor ihr tief der Gestalt der Kunevta lag, wie sie vor zwei Wochen ihr so nahe gewesen war in all ihrer blühenden, glühenden, sonnigen Lebendigkeit. Wenn er dort war, wenn er bei ihr war! Sie preßte die Hand auf das Herz, dessen Schlag sie zu hören meinte in der großen, kalten Stille. Von der Straße her kam ein tiefe Stunde dem Geruch; das Haus lag in einer stillen, gartenartigen Vorstadt, so das Leben zeitig am Abend entschimmerte.

Nun schlug es zehn Uhr auf dem Kirchturm. Hedwig rechnete noch nicht auf das Heimkommen ihres Mannes; er war ja kaum eine Stunde fort. Aber die Unruhe, die sie umhertrieb, wuchs mehr und mehr mit jeder Minute. Wie Unentschieden lag es auf ihr. Sie nahm das Buch, aus dem ihr Mann ihre am vergangenen Abend vorgelesen hatte, betrachtete allein weiterzulesen und sich die Stimme dabei vorzustellen, die sie liebte. Doch die Tränen traten ihr in die Augen, und sie mußte das Buch schließen. Jetzt begann sie das Umherwandern in dem stillen, einsamen Zimmer aufs neue.

(Fortsetzung folgt.)

— Ungevoitete Kritik. Herr (zu einer nicht mehr ganz jungen Dame): „Ich habe die Hofe, die Sie mir kürzlich schenken, sorgfältig aufbewahrt; denn, ist he auch längst verworfen, so wird sie mich doch stets an Sie erinnern.“

Dame (empört): „Mein Herr, wie können Sie es wagen, mich so zu beschimpfen!“